

ALLGEMEINE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft
für Philosophie e.V. · DGPhil

herausgegeben von Tilman Borsche

Abraham Olivier Was ist Schmerz?

Volker Gerhardt Die Welt aus dem Ich. Josef Simons
wegweisende Kant-Monographie *Matthias Perkams*

Die philosophischen Kommentare aus der Antike.
Ein Überblick mit ausgewählten Literaturangaben

Boris Hennig Der Fortbestand von Lebewesen. Aus
Anlass von Marianne Scharks *Lebewesen versus Dinge*

Katrin Wille/Rolf Elberfeld Naturalismus oder Men-
schenbild? Bericht über die Tagung „Naturalismus
und Menschenbild“ des *Forums für Philosophie der
Deutschen Gesellschaft für Philosophie* in Marburg,
28. und 29. September 2006

32.1

2007

frommann - holzboog

Der Fortbestand von Lebewesen.

Aus Anlass von Marianne Scharks *Lebewesen versus Dinge*

Boris Hennig, Hamburg/Saarbrücken

Im Folgenden werde ich *erstens*, mehr oder weniger Marianne Scharks Buch *Lebewesen versus Dinge* folgend,¹ die These verteidigen, dass das Leben keine Eigenschaft ist, sondern eine Weise zu sein. Daraus folgt, dass man Lebewesen nicht als Dinge bestimmen kann, welche die Eigenschaft haben zu leben. *Zweitens* werde ich gegen Schark argumentieren, dass Lebewesen wesentlich in einer bestimmten Tätigkeit begriffen sind, dass das Leben also keine Disposition ist, sondern ein Tätigsein. *Drittens* werde ich, über Schark hinaus, vorschlagen, unter Lebewesen solche Wesen zu verstehen, deren Funktionstüchtigkeit an Maßstäben zu messen ist, die sich allein aus der Betrachtung ihrer eigenen Natur ergeben. Wenn wir etwas als Lebewesen einstufen, schreiben wir ihm also keine besondere Eigenschaft zu, sondern sagen nur, welcher Art die Kriterien sind, anhand derer das zu bemessen ist, was es tatsächlich ist oder tut.

Es wird oft angenommen, man könne bestimmte Eigenschaften benennen, welche die uns bekannten lebenden Dinge vor den toten oder nicht lebenden Dingen auszeichnen – offen sei lediglich, um *welche* Eigenschaften es sich genau handle. Das große Verdienst von *Lebewesen versus Dinge* ist es, zu dieser scheinbar selbstverständlichen Annahme eine Alternative aufzuzeigen. Lebewesen sind der Autorin dieses Buches zufolge keine Dinge, da sie auf grundsätzlich andere Weise fortbestehen als Dinge. Beide, Lebewesen und Dinge, bilden vielmehr zwei verschiedene Klassen dessen, was in der Zeit fortbesteht. Wenn das stimmt, dann ist es von vornherein falsch, nach der Eigenschaft zu fragen, durch die sich lebende Dinge von nicht lebenden unterscheiden. Das, wodurch sich Lebewesen von Dingen unterscheiden, ist keine Eigenschaft, sondern grundlegender: eine eigentümliche Weise des Fortbestands.

1. *Leben als Seinsweise*

Die These, dass Lebewesen und Dinge auf grundsätzlich verschiedene Weisen ihre Existenz fortsetzen, klingt sehr nach der These, dass Lebewesen eine andere *Seinsweise* zukomme als Dingen. Schark weist diese These jedoch zurück. Die Formel „*vivere viventibus est esse*“, die oft so gelesen wird, lasse sich in zwei Weisen verstehen. Erstens könne sie, wie gesagt, bedeuten, dass Lebewesen eine eigene Seinsweise zukomme. Zweitens, weniger anspruchsvoll, könne sie als die These verstanden werden, dass Lebewesen genau dann existieren, wenn sie auch leben. Da Schark die erste Variante zurückweist, die zweite aber akzeptiert, müssen wir uns fragen, was denn überhaupt der Unterschied zwischen beiden Behauptungen sein soll. Er besteht offenbar darin, dass in der zweiten Version nicht von Seinsweisen die Rede ist. Was ist an der Rede von Seinsweisen falsch? Wer sagt, zu leben sei eine Seinsweise, möchte damit sagen, dass „x lebt“ oder „x ist ein Lebewesen“ keine echten Prädikatio-

1 Marianne Schark, *Lebewesen versus Dinge*, Berlin 2005. Zahlenangaben ohne weitere Erläuterung beziehen sich im Folgenden stets auf dieses Buch.

nen sind, sondern etwa so funktionieren wie die bloße Existenzaussage „x existiert“. Wenn wir sagen, dass ein Tier lebt, sprechen wir ihm keine Eigenschaft zu, genauso wenig wie wir einem Ding eine Eigenschaft zuschreiben, wenn wir sagen, dass es existiert. Wenn „x lebt“ in diesem Sinne genauso funktionieren soll wie „x existiert“, ergeben sich zwei Möglichkeiten. Erstens könnte man annehmen, dass „x lebt“ in der Tat eine Prädikation ist und dass „x existiert“ also ebenfalls eine ist. Oder aber, was weit plausibler wäre, man sagt, dass „x lebt“ *keine* reale Prädikation sei, da „x existiert“ ja auch keine ist. Das muss gemeint sein, wenn man das Leben als Seinsweise auffasst: „... ist ein Lebewesen“ ist kein reales Prädikat.

Schark meint, dass die Rede von Seinsweisen eigentlich überflüssig sei, und beruft sich dazu auf einen Vortrag von Maria Elisabeth Reicher (133). Reicher hat dort argumentiert, dass sich ein Satz der Form „x existiert in Weise W“ stets ohne Verlust durch einen Satz der Form „x existiert und x ist ein S“ ersetzen lasse.² Wir können also den Satz „x lebt“ ersetzen durch den gleichwertigen Satz „x existiert und x ist ein Lebewesen“. Daraus folgt aber nicht, dass Leben keine Seinsweise sei. Denn natürlich ist eine Seinsweise eine Weise zu existieren, und deswegen gilt für alles, was auf die eine oder andere Weise ist, dass es auch existiert. Dass etwas existiert und ein Lebewesen ist, bedeutet einfach, dass seine Seinsweise das Leben ist. Dass es ein Lebewesen ist, kommt nicht als Eigenschaft einem ohnehin existierenden Ding zu, sondern sagt etwas darüber aus, *wie* es existiert. Also lässt sich der Umstand, dass ein Lebewesen lebt, nicht aufspalten in zwei voneinander *unabhängige* Umstände, dass es einerseits existiere, andererseits ein Lebewesen sei. (Ebenso wenig lässt sich der Umstand, dass ein Lebewesen schwimmt, aufspalten in die zwei voneinander unabhängigen Umstände, dass es sich fortbewegt und dass es ein schwimmendes Wesen ist.)

Was ist eine Seinsweise, wenn sie keine Eigenschaft ist? Das kann man sehen, wenn man eine Unterscheidung berücksichtigt, die Schark als diejenige zwischen realen und nominalen Essenzen vorstellt (173). So wie Schark diese Unterscheidung einführt, können wir einen Gegenstand anhand einer nominalen Essenz *herausgreifen*, um uns dann auf die Suche nach seiner realen Essenz zu machen. (Die Unterscheidung hat also nicht unmittelbar etwas mit der zwischen Wort- und Sachdefinitionen zu tun.) Wenn Biologen berichten, was sie über Lebewesen herausgefunden haben, dann geht es ihnen um die reale Essenz von Lebewesen. Das, wodurch Biologen wissen, welche Dinge Lebewesen sind, bevor sie diese überhaupt näher untersuchen können, ist deren nominale Essenz. Dass die Biologen bereits wissen müssen, dass etwas ein Lebewesen ist, bevor sie überhaupt herausfinden können, wie Lebewesen funktionieren, bedeutet, dass sie gerade nicht auf empirischem Wege herausfinden können, *dass* es sich bei dem, was sie untersuchen, um Lebewesen handelt. In diesem Sinne ist die nominale Essenz dessen, was Biologen untersuchen, gegen Resultate ihrer Forschung immun. Natürlich kann man auch einmal etwas falsch herausgreifen, also ins Leere greifen oder etwas für ein Lebewesen halten, das keines ist. Das geht aber nur im Einzelfall und führt, wenn es geschieht, zu keiner Revision der jeweili-

2 Maria Elisabeth Reicher, „Modes of Being and Kinds of Things“, in: *Abstract-Band der ECAP (3)-Tagung*, Maribor 1999, 199-201. Reicher geht es nicht um die Frage, ob *Leben* eine Seinsweise sei, sondern um die Frage, ob jemand, der Seinsweisen unterscheidet, dadurch andere *ontological commitments* eingeht als einer, der lieber Arten von Gegenständen unterscheidet. Das scheint nicht der Fall zu sein.

gen nominalen Essenz. Wichtig ist, dass Biologen bereits wissen müssen, wie man Lebewesen von anderen Dingen unterscheidet, bevor sie irgend etwas über die so identifizierten Wesen herausfinden können.

Wenn wir etwas als Lebewesen bezeichnen, greifen wir es also auf bestimmte Weise heraus. Begriffe, anhand derer wir Dinge herausgreifen, werden manchmal sortale *Prädikate* genannt, aber der Punkt ist hier gerade, dass es sich nicht wirklich um Prädikate handelt. Wenn wir etwa ein Lebewesen als Biber herausgreifen, sagen wir noch nicht, wie es beschaffen ist. Wir sagen vielmehr, dass es so und so beschaffen wäre, wenn es ein gesundes und normal entwickeltes Exemplar seiner Art wäre. Also benennt der Begriff, anhand dessen wir etwas als Biber herausgreifen, noch keine seiner Eigenschaften. Ähnlich, so lässt sich vermuten, funktioniert der Begriff des Lebewesens – nur auf sehr allgemeiner Ebene. Wenn wir etwas als Lebewesen ansprechen, sagen wir noch nicht, wie es beschaffen ist und was es tut. Wir sagen nur etwas über die Maßstäbe, anhand derer das zu beurteilen ist, was es ist und tut. Die Kriterien der Normalität, denen etwas unterliegt, sind aber keine Eigenschaften, die es hat. Was oben eine Seinsweise genannt wurde, entspricht der nominalen Essenz, anhand derer Gegenstände herausgegriffen werden, die auf diese Weise sind. Schark sagt, dass wir die reale Essenz eines Gegenstandes erst untersuchen können, wenn wir seine nominale Essenz bereits kennen. Wir können entsprechend sagen, dass wir erst herausfinden können, welche Eigenschaften ein Gegenstand hat, wenn wir seine Seinsweise bereits kennen.

2. *Leben als Tätigkeit*

Im Fall von Lebewesen ist die Seinsweise eine spezifische Weise des Fortbestands. Mit Lebewesen muss stets etwas geschehen, damit sie bleiben, was sie sind. Was geschehen muss, ist das, was man ihr Leben nennt. Was für eine Art von Geschehnis ist das Leben? Schark sagt, dass das Leben eine *Tätigkeit* sei, mit welchem Terminus das bezeichnet sein soll, was Aristoteles *energeia* nennt. *Energeiai* unterscheiden sich dadurch von Prozessen (*kinēseis*), dass sie bereits vollendet sein können, während sie noch andauern. In diesem Sinn sagt man, sie bestünden den „Präsens/Perfekt-Test“: man kann zugleich sagen, dass sie erfolgen und bereits erfolgt sind. Das Ende von *energeiai* fällt nicht mit ihrem Vollendetsein zusammen.

Das Backen eines Kuchens ist keine *energeia*, sondern ein Prozess, weil man nicht sagen kann, dass ich einen Kuchen backe und ihn bereits gebacken habe. Leben dagegen ist wenigstens im Sinne von Am-Leben-Sein eine *energeia*, denn man kann sagen, dass ich lebe und bereits gelebt habe (218). Der paradigmatische Fall einer *energeia* ist bei Aristoteles das Wissen. Wenn ich etwas weiß, habe ich es auch schon gewusst. Und Wissen ist kein strukturiertes Geschehnis, es hat keine Verlaufsform. Da zum Wissen nicht dazugehört, dass es irgendwann aufhört, ist sein Ende ihm äußerlich. Da Leben ebenso wie Wissen eine *energeia* ist, scheint Schark manchmal anzunehmen, dass es ebenfalls keinen strukturierten Verlauf nehme und dass sein Ende ebenfalls nicht zu ihm gehöre. Jedenfalls sieht sie den Grund für Aristoteles' Bemerkung, dass der Tod offenbar nicht das Ziel des Lebens sei, darin, dass das Leben kein Prozess sei und dass es daher nicht auf ein bestimmtes Ende zulaufe (218). Die Konsequenz, dass der Tod gar nicht zum Leben gehöre, ist aber zu seltsam. Denn wozu soll er denn sonst gehören? Nur Lebewesen können überhaupt sterben. Es sollte also offensicht-

lich sein, dass das Leben auf den Tod hin verläuft und dass der Tod zum Leben gehört. Es ist ebenso offensichtlich, dass Lebewesen, wenn sie am Leben sind, eine strukturierte und geordnete Entwicklung durchlaufen, die klar unterscheidbare Phasen einschließt – entgegen dem, was Schark sagt (220). Auch wenn die Zuschreibung von Leben den „Präsens/Perfekt-Test“ besteht, kann das nicht bedeuten, dass das Leben immer gleichförmig und nicht auf ein Ziel hin verlaufe.

So muss man die Unterscheidung zwischen *kinêsis* und *energeia* aber auch gar nicht verstehen. Man kann zum Beispiel von einem Fußballspiel sagen, dass es stattfindet und zugleich bereits zuvor stattgefunden hat. Fußballspiele bestehen also den „Präsens/Perfekt-Test“, obwohl sie ganz offenbar einen strukturierten Verlauf nehmen. Auch wäre es lächerlich zu sagen, der Abpfiff sei das Ziel eines Fußballspiels. Daraus folgt aber nicht, dass Fußballspiele nicht tatsächlich auf ein Ende hin verliefen. Im Übrigen muss man Fußballspiele nur in geringfügig anderer Weise *ansprechen*, und schon werden *kinêseis* daraus. Fußball zu spielen, ist zwar eine *energeia*, ein Fußballspiel zu gewinnen oder zu verlieren aber nicht. Dennoch ist beides dasselbe: Wer Fußball spielt, gewinnt oder verliert ein Fußballspiel und umgekehrt (von einem möglichen Unentschieden abgesehen). Man kann aber nicht ein Spiel gewinnen oder verlieren und zugleich bereits gewonnen oder verloren haben; also ist ein Fußballspiel *zugleich* eine *energeia* und eine *kinêsis*. Die Unterscheidung zwischen *kinêsis* und *energeiai* ist gar keine ontologische Unterscheidung.³

Man kann gar nicht entscheiden, ob ein Fußballspiel eine *energeia* ist oder aber eine *kinêsis*, weil man es unter verschiedenen Hinsichten als beides ansprechen kann. Dass man das Leben als *energeia* ansprechen kann, bedeutet dann aber auch nicht ohne weiteres, dass man nicht auch eine Hinsicht finden könnte, in der dasselbe Leben sich als *kinêsis* erweist. Deswegen ist es alles andere als klar, warum es prinzipiell ein Irrtum sein sollte, das Leben als Prozess aufzufassen (219). Natürlich soll man das Leben nicht einfach mit einem bestimmten *chemischen* Prozess gleichsetzen. Aber warum überhaupt nicht mit einem Prozess? Dass das Leben tatsächlich wie eine Geschichte verläuft, in der Verschiedenes zu verschiedener Zeit geschieht, räumt Schark denn auch andernorts einfach ein, wenn sie es als „vierteilige Handlung“ (242) oder „Geschichte“ bezeichnet (291).

Zu Scharks Bestimmung des Lebens als *energeia* ist noch ein Zweites zu sagen. Sie bestimmt die *energeia*, um die es sich handelt, nämlich nicht als Ausübung einer Tätigkeit, sondern genauer nur als Aktualisierung eines Potentials zum Haben einer Fähigkeit, also als Verwirklichung eines „Vermögens erster Stufe“ (vgl. *De Anima* B5). Leben ist demnach nicht die Verwirklichung des Vermögens zum *Lebensvollzug*, sondern nur die Verwirklichung des Vermögens zur *Lebensfähigkeit*. Denn Lebewesen sind, wie Schark sagt, *lebensfähige* Wesen, und die Tätigkeit, die sie ausüben, solange sie leben, ist dementsprechend: lebensfähig-sein (243). Ob *das* den Titel einer *energeia* verdient, ist sehr fraglich. Es besteht natürlich den „Präsens/Perfekt-Test“: was lebensfähig ist, kann bereits lebensfähig gewesen sein. Das gilt aber für jeden Zustand, und nicht jeder Zustand ist eine *energeia*. Auch quadratisch zu sein würde diesen Test bestehen: Etwas kann quadratisch sein und bereits quadratisch gewesen sein. Das macht Quadratischsein aber nicht zur *energeia*.

3 Vgl. Kathleen Gill, „On the Metaphysical Distinction Between Processes and Events“, in: *Canadian Journal of Philosophy* 23 (1993), 365-384.

Warum sagt Scharck nicht, dass Lebewesen lebende Wesen sind, sondern nur, dass sie lebensfähige Wesen seien? Sie sieht sich durch van Inwagen dazu genötigt, der folgenden Fall anspricht.⁴ Es ist möglich, die Aktivitäten bestimmter Lebewesen durch Einfrieren weitgehend zum Erliegen zu bringen. Die Frage ist: Existieren diese Lebewesen, während ihr Tätigsein eingefroren ist? Es scheint sich hier ein ernstes Problem für die Auffassung zu ergeben, dass Lebewesen nur dann existieren, wenn sie leben, und dass sie nur dann leben, wenn sie in bestimmter Weise tätig sind. Scharcks schöne, einfache und richtige Formel, dass Lebewesen etwas tun müssen, um zu bleiben, was sie sind, scheint also in Gefahr. Denn wir möchten doch sagen, dass ein eingefrorenes Lebewesen immer noch lebt und immer noch das ist, was es ist, auch wenn es nichts tut.

Die Lösung, die Scharck anbietet, hat fatale Konsequenzen: Sie zieht die Behauptung zurück, dass Lebewesen nur fortbestehen, solange sie tatsächlich leben, also etwas tun. Sie weicht aus auf die oben angesprochene alternative Formulierung: Lebewesen sind gar nicht notwendig aktuell lebende Wesen, sondern lebensfähige Wesen (237). Diese Kurskorrektur droht aber all das, was bisher richtig und gut war, zum Kentern zu bringen. Denn was heißt es schon, dass etwas lebensfähig ist? Aristoteles zufolge ist zum Beispiel das, was potentiell ein Wesen einer bestimmten Art ist, dessen Materie (vgl. *Metaph.* H6). Was potentiell ein Lebewesen ist, ist damit aber eben das, was auch eine substantielle Veränderung wie den Tod des Lebewesens überdauert (*De Gen. et Corr.* A5, 320a2-6). In diesem Sinn kann Scharck nicht meinen, dass Lebewesen potentiell lebende Wesen seien – denn dann müsste sie auch sagen, der Leichnam eines Tieres sei noch ein Lebewesen, oder das Menstruationsblut, das nach Aristoteles ein potentielles Tier ist, sei bereits ein Lebewesen.

Nun unterscheidet sie, ebenfalls in Anlehnung an Aristoteles, zwischen Potentialen und Dispositionen (223-228). Dieser Unterscheidung gemäß hat etwas ein Potential zu X, wenn es im Prinzip X sein oder tun kann, aber eine Disposition zu X nur dann, wenn es X sein oder tun kann, ohne sich zuvor in anderer Hinsicht zu ändern. Man kann also genauer sagen, dass die Materie, aus der ein Lebewesen entstehen kann, nur in dem Sinne lebensfähig ist, dass sie das Potential hat, ein Lebewesen zu werden. Lebewesen sind dagegen lebensfähige Wesen in dem Sinne, dass sie leben können, ohne zuvor ihren Zustand in anderer Hinsicht zu ändern. Sie haben nicht nur das Potential, sondern auch die Disposition, das zu vollziehen, was wir Leben nennen. Aber muss ein eingefrorenes Lebewesen nicht seinen Zustand ändern, bevor es wieder sein Leben vollziehen kann? Wenn das so ist, hat es eben keine Disposition, sondern nur das Potential zum Leben; also ist es Scharck zufolge kein Lebewesen. Nun ist die Unterscheidung zwischen Potentialen und Dispositionen nicht so einfach gezogen, wie man meinen könnte.⁵ Scharck verwendet erhebliche Mühe auf die Klärung der Unterscheidung, und die genannten Schwierigkeiten können möglicherweise ausgeräumt werden. Aber doch nur mit einigem Aufwand, und sie ergeben sich nur deswegen, weil Scharck Lebewesen überhaupt als lebensfähige Wesen definieren möchte.

4 Peter van Inwagen, *Material Beings*, Ithaca 1990, Section 14.

5 Im Übrigen ist eine *dispositio* eigentlich eine Beschaffenheit, die zu etwas befähigt, während ein Potential eine Fähigkeit zu etwas ist; also müsste man eigentlich sagen, dass Potentiale auf Dispositionen beruhen. Die Terminologie ist aber fast überall in Unordnung.

Das ist aber gar nicht nötig, denn eigentlich ist alles ganz einfach. Inwagen nimmt an, dass ein Lebewesen immer auch gerade jetzt etwas tun muss, wenn es dabei ist, etwas zu tun. Denn er folgert, dass es nicht dabei ist zu leben, wenn es jetzt gerade nichts tut. Wer dabei ist, etwas zu tun, muss aber keineswegs unausgesetzt mit dem befasst sein, was er tut. Das gilt sehr allgemein. Wenn ich zum Beispiel einen Kuchen backe, kann ich ohne weiteres zwischen dem Zerschlagen zweier Eier kurz innehalten. Wenn man mich dann fragt, was ich tue, sage ich nichts Falsches, wenn ich sage, dass ich gerade dabei bin, einen Kuchen zu backen. Ich bin dabei, auch wenn ich gerade innehalte. Das ist nur dann paradox, wenn man eine verengte Zeitlogik zugrunde legt. Denn dass jemand *gerade dabei ist*, etwas zu tun, kann man nur im progressiven Aspekt sagen.⁶ Eine Zeitlogik, die alles auf die Erfüllung zeitloser Wahrheiten an einzelnen Zeitstellen herunterbrechen wollte, könnte so etwas also nicht sagen. Es sollte aber auch fern aller Zeitlogik klar sein, dass es etwas grundlegend anderes ist, eine Pause bei einer Tätigkeit einzulegen, als diese Tätigkeit zu beenden. Schark spricht an einer Stelle neutral vom „Zum-Erliegen-Kommen“ des Lebens (238), und das kann man so verstehen: Was zum Erliegen kommt, kann vorbei sein, es kann aber auch einfach nur während seines Verlaufes aussetzen. Wenn es aussetzt, muss es nicht schon vorbei sein.

Es wäre also in der Tat *falsch*, zu sagen, dass ich nicht mehr dabei bin, einen Kuchen zu backen, wenn ich doch nur dabei innehalte. Es ist richtig zu sagen, dass ich dabei bin, einen Kuchen zu backen, obwohl ich „eigentlich“ gerade gar nichts tue. Wenn man Geschehnisse im progressiven Aspekt anspricht, vertragen sie Unterbrechungen. Deswegen kann man ohne weiteres sagen, dass ein vorübergehend eingefrorenes Lebewesen in einem echten Sinne *noch dabei ist* zu tun, was Wesen seiner Art tun. Es ist dabei, obwohl es gerade damit innehält. Es ist auch einerlei, wie lange das Lebewesen untätig ist, solange es *in einer Bewegung* innehält. Menschen können zum Beispiel zehn Jahre dabei sein, ein Buch zu schreiben, und während dieser Tätigkeit etliche Monate „innehalten“. Wie lange man bei etwas innehalten kann, ohne damit aufzuhören, hängt von der Art der Tätigkeit und den Umständen ab.

Diese Antwort auf das von van Inwagen gestellte Problem setzt keine Unterscheidung zwischen Dispositionen und Potentialen voraus, denn ob ich dabei bin, etwas zu tun, oder ob ich bloß dazu disponiert bin, es zu tun, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Dass ein Lebewesen dabei sei zu leben, obwohl sich gerade nichts tut, kann man natürlich nur dann plausibel machen, wenn es sein vorübergehend ausgesetztes Leben irgendwann wieder an der Stelle aufnehmen kann, an der es gerade innehält. Und das geht tatsächlich nur, wenn es noch lebensfähig ist. Aber dass alle Lebewesen *notwendig* lebensfähig sein müssen, möchte ja auch niemand bestreiten. Falsch ist es zu erklären, dass Lebewesen eigentlich *dasselbe* wie lebensfähige Wesen seien, und damit zu implizieren, dass alle lebensfähigen Wesen auch Lebewesen sind; dass also Lebensfähigkeit *hinreichend* sei. Etwas ist tatsächlich *nur* solange ein Lebewesen, wie es tatsächlich dabei ist zu leben; in demselben Sinne, in dem ich auch dann noch dabei bin, einen Kuchen zu backen, wenn ich eine Pause mache. Es reicht nicht, dass ein eingefrorenes Lebewesen bloß noch dazu disponiert ist zu leben, es muss in eben diesem Sinne tatsächlich *noch dabei sein* zu leben. Denn wenn man es

6 Vgl. Michael Thompson, „Naive Action Theory“, Typoskript, erscheint als Teil von *Life and Action*, Harvard UP; sowie Sebastian Rödl, *Kategorien des Zeitlichen. Eine Untersuchung der Formen des endlichen Verstandes*, Frankfurt a. M. 2005.

auftaut, muss *genau das* weitergehen, was zum Stillstand gekommen ist. Umgekehrt ist das, was mit dem Tod ein Ende hat, nicht eine Disposition, sondern der Vollzug des Lebens. Nur so kann man überhaupt verstehen, warum der Tod irreversibel ist, denn was die bloßen Dispositionen betrifft, ist schwer zu sehen, was eine Leiche von einem eingefrorenen Lebewesen unterscheidet.

3. Der eigentümliche Fortbestand von Lebewesen

Lebewesen, so Scharks Grundthese, sind keine Dinge besonderer Art. Sie unterscheiden sich nicht von Leblosem durch den Besitz einer zusätzlichen Eigenschaft, sondern sie sind von vornherein anders zu fassen. Das liegt daran, dass Lebewesen auf andere Weise existieren, also fortbestehen, als Dinge. Nur wenn es Schark gelingt, den Unterschied der beiden Weisen des Fortbestands klar zu fassen, hat sie ihr Hauptanliegen verwirklicht. Daran müssen wir ihr Buch also vor allem messen. Worin unterscheidet sich die Art und Weise, in der Lebewesen fortbestehen, von der Art und Weise, in der Dinge fortbestehen? Auf die so gestellte Frage gibt Schark eine Menge guter Antworten.

Erstens würden Dinge auch dann fortbestehen, wenn man sie von allen Umwelteinflüssen abschnitte (194). Wir müssen generell nicht erklären, warum Dinge so bleiben, wie sie sind (195). Lebewesen dagegen sind auf die Interaktion mit ihrer Umwelt angewiesen, um zu bleiben, was sie sind. Deshalb bedarf ihr Fortbestand auch einer Erklärung, er stellt eine Leistung dar und versteht sich nicht einfach von selbst.

Zweitens können Dinge zwar einen Austausch ihrer Bestandteile überdauern, aber es ist dann nicht in jedem Fall klar, ob es sich danach noch um dasselbe Ding handelt. Lebewesen überdauern dagegen klarerweise einen Wechsel ihrer Bestandteile, solange sie weiter *leben*, und sie überdauern unter Umständen sogar eine weitgehende Änderung ihrer Form (269). Für Lebewesen ergeben sich daher auch keine Schwierigkeiten, die mit dem „Schiff-des-Theseus-Problem“ vergleichbar wären (267).

Das Fortbestehen von Dingen scheint drittens auf dem Fortbestand ihrer Bestandteile zu beruhen; und auch das gilt für Lebewesen nicht (266). Auch solche Organe, die ein Lebewesen unbedingt haben muss, um zu leben, sind im Prinzip durch funktionsgleiche Bestandteile austauschbar (273). Umgekehrt gäbe es die Bestandteile von Lebewesen, wie etwa Muskeln, Knochen, Haare, nicht einmal ohne die Lebewesen, die aus ihnen bestehen (270). Organismen haben also „ontologische Priorität vor ihren Teilen“ (272).

Das sind in der Tat gute Antworten auf die Frage, wie sich die Arten und Weisen, in denen Dinge und Lebewesen fortbestehen, unterscheiden. Diese Antworten ergeben aber noch kein hinreichend klares Bild davon, was es für ein Lebewesen heißt, fortzubestehen. Wir wissen, dass der Fortbestand eines Lebewesens nicht in Isolation möglich wäre, dass er sich dagegen aber mit Formänderung und Austausch funktional gleichwertiger Bestandteile verträgt. Aber das sagt uns noch nicht, wie Lebewesen fortbestehen, sondern nur, unter welchen Umständen sie dazu in der Lage sind; und die Liste der Umstände ist nicht als vollständig zu betrachten. Was wir zum Beispiel noch nicht wissen, ist, wie Lebewesen fortbestehen, wenn sie *nicht* gerade isoliert sind und *nicht* gerade ihre Form oder ihre Bestandteile wechseln.

Nun könnte man meinen, dass der Fortbestand von Lebewesen in einem gewissen Sinne gerade darin bestehe, *dass* sie ständig dabei sind, ihre Form und ihre Bestand-

teile zu ändern (Pausen inklusive). Lebewesen, möchte man sagen, haben wesentlich das Vermögen zu Wachstum und Fortpflanzung (246); und fortzubestehen heißt für sie, dieses Vermögen auszuüben. Das ist zwar richtig, hilft aber nicht so weit, wie man meinen könnte. Denn wenn man genauer zu sagen versucht, was denn Wachstum und Fortpflanzung sind, wird man gezwungen sein, eben das vorauszusetzen, was hier erklärt werden soll. Es soll ja erklärt werden, was es für ein Lebewesen heißt, als solches fortzubestehen. Eine Zunahme an Größe oder Gewicht kann aber zum Beispiel nur dann als Wachstum gelten, wenn das, was hinzukommt, Teil derselben Lebensform ist. Das Anziehen eines Mantels ist kein Wachstum des Lebewesens, und die Ausbreitung eines Tumors auch nicht. Wir können also nur das Wachstum nennen, was eine Fortsetzung desselben Lebens darstellt. Ebenso verhält es sich mit der Fortpflanzung. Eine Totgeburt ist keine Fortpflanzung, sondern Fortpflanzung ist nur die Produktion eines Lebewesens derselben Art. Wieder müssen wir *zuerst* wissen, was es heißt, ein weiteres Lebewesen einer bestimmten Art zu sein, um dann erst sagen zu können, was es für diese Art Lebewesen heißt, sich fortzupflanzen. Also müssen wir bereits wissen, was es für ein Lebewesen heißt, fortzubestehen, um sagen zu können, was es für ein Lebewesen heißt, zu wachsen und sich fortzupflanzen.⁷

Schark indessen lässt nur das Fortpflanzungskriterium fallen, aus dem nachvollziehbaren Grund, dass auch ein steriles Tier ein Lebewesen ist. Dagegen hält sie an der Behauptung fest, dass Lebewesen, solange sie leben, Stoffe innerhalb ihrer Körpergrenzen und über diese Grenzen hinaus bewegen und austauschen. Sie schreibt, dass Stoffwechsel in diesem Sinne „das wesentliche Merkmal [ist], wodurch Organismen sich von allen leblosen Dingen unterscheiden; es ist das körperliche Merkmal, das alle Lebewesen und nur Lebewesen kennzeichnet“ (276f.). Das mag auch richtig sein. Der Einwand lautete nur, dass es noch kein hilfreiches Kriterium ist, da ja nur solcher Stoffaustausch als Ausdruck von Leben zählen kann, der auch lebenserhaltend ist.

Außerdem sieht man hier erstens, dass nicht alles, was Schark sagt, zu ihrer Antwort auf van Inwagens Problem der eingefrorenen Lebewesen passt. Denn so wie *sie* es versteht, zeichnen sich eingefrorene Lebewesen ja gerade nicht dadurch aus, dass sie dabei sind, Stoffwechsel zu betreiben. Dass sie auch dann dabei sein könnten, Stoffwechsel zu betreiben, wenn sich gar nichts tut, war ihr ja gar nicht in den Sinn gekommen. Schark muss also sagen, dass sie keinen Stoffwechsel betreiben, wenn sich nichts tut. Dann kommt ihnen aber auch nicht das Merkmal zu, von dem sie gerade gesagt hat, es käme allen und nur Lebewesen zu. Sie müsste von vornherein sagen: Die *Fähigkeit* zum Stoffwechsel kennzeichnet alle und nur Lebewesen.⁸

Man muss zweitens genauer sagen, wie der Stoffwechsel vor sich geht, von dem hier die Rede ist. Es kann sich nicht einfach nur darum handeln, dass etwas Stoffe aufnimmt, ausscheidet und in seinem Inneren bewegt. Das kann eine Maschine ohne

7 Ich habe das meinerseits von Michael Thompson gelernt. Siehe „The Representation of Life“, in: Rosalind Hursthouse/Gavin Lawrence/Warren Quinn (Hg.), *Virtues and Reasons. Philippa Foot and Moral Theory*, Oxford 1995.

8 Schark räumt 277 ein, dass Lebewesen wenigstens die Disposition zu einem solchen Stoffwechsel haben müssen. Das ist aber immer noch nicht, was sie van Inwagen gegenüber gesagt hatte. Dass Lebewesen *wenigstens* bestimmte Dispositionen aufweisen müssen, bestreitet ja niemand. Fraglich ist, ob das bloße Disponiertsein schon hinreichen würde.

weiteres tun, und ich sehe nicht einmal, warum man es nicht auch von so einem Ding wie einem Fluss sagen könnte.⁹ Deshalb sagt Schark an den entscheidenden Stellen, der Fortbestand eines Lebewesens bestehe „primär in der Kontinuation *charakteristischer* Prozesse des Stoff-Wechsels“ (287, Hervorh. BH). Das muss aber weiter mit Inhalt gefüllt werden. Wir wüssten gerne, was die Stoffbewegungen in Lebewesen vor der in anderen Objekten auszeichnet.

Drittens stellt sich bald heraus, dass Schark gar nicht behaupten will, Stoffwechsel im Sinne des von Biologen beschriebenen Prozesses sei allgemeines definitorisches Merkmal von Lebewesen. Im Hintergrund dieses Rückziehers steht die anfangs erwähnte Unterscheidung zwischen nominalen und realen Essenzen. Bereits zu Beginn des Buches stellt Schark klar, dass die Biologie uns nur in *einem* Sinne sagen kann, was Lebewesen sind. Sie kann uns nachträglich berichten, wodurch sich solche Wesen auszeichnen, die wir vorab bereits korrekt als Lebewesen identifizieren konnten. „Die Biologie“, schreibt Schark, „ist zwar die Wissenschaft von den lebenden Wesen, nicht aber die Wissenschaft davon, was ein Lebewesen ist“ (5). Biologen müssen sich an der nominalen Essenz von Lebewesen orientieren, um sie überhaupt als ihren Untersuchungsgegenstand herausgreifen zu können. Erst auf dieser Basis können sie herausfinden, was für Eigenschaften allen Lebewesen gemein sind und wie sich der Stoffwechsel in ihnen vollzieht. Da es Schark eben darum geht, die Unterscheidung zwischen Dingen und Lebewesen herauszuarbeiten, die bereits vor jeder empirischen Forschung bekannt sein muss, tut sie gut daran, sich nicht auf spezielle Resultate der empirischen Forschung zu verlassen.

Dass Lebewesen in der von Biologen beschriebenen Art und Weise Stoffwechsel betreiben, kann also faktisch ein *proprium* sein, es sollte aber nicht mit ihrer nominalen Essenz verwechselt werden. Die Auffassung, dass das Leben eines Lebewesens eigentlich eine derart bestimmte Art von Stoffwechsel sei, nennt Schark entsprechend eine „biologistische Umdeutung des Lebensbegriffs“ (290). Und damit hat sie Recht. Dass *de facto* alle Wesen, die wir als Lebewesen identifizieren, diese Art Stoffwechsel betreiben, ist etwas, das wir über sie herausgefunden haben, als wir schon wussten, dass es Lebewesen sind. Wir haben sie nicht aufgrund dieser Tatsache als das identifiziert, was sie sind. Lebewesen zu sein bedeutet also nicht einfach, diese Art Stoffwechsel zu betreiben.

Aber gerade weil das alles so richtig ist, wartet man auf die nötige Ergänzung: Was heißt es denn *dann* für ein Lebewesen, fortzubestehen? Auf den letzten zehn Seiten ihres Buches unternimmt Schark einen letzten Kraftakt, um diese Frage zu klären. Die Vermögen, in deren Ausübung und Erhalt der Fortbestand eines Lebewesens besteht, zeichnet sie als *aktive* Vermögen aus, also als solche, deren Ausübungen in aktiver Tätigkeit im Gegensatz zu passivem Erleiden bestehen. Damit öffnet sie ein weiteres Fass, denn nun gilt es zu sagen, wodurch sich denn aktive Ausübungen von Vermögen gegenüber passiven auszeichnen. Schark versucht es mit der These, dass der auslösende Impuls im Fall aktiver Vermögen in dem Wesen liegen müsse, welches das Vermögen hat (301). Sie sieht aber schnell ein, dass das auf die These hinausliefere, nur Wesen, die Kausalketten frei beginnen können, besäßen aktive Vermögen. Denn

9 Es geht hier nur darum, dass eine Maschine überhaupt Stoff aufnehmen, ausscheiden und in sich bewegen könnte, nicht darum, ob eine Maschine sich dadurch vollständig selbst erhalten und reproduzieren könnte. Letzteres kann eine Maschine nicht, denn eine Maschine ist *per definitionem* ein Artefakt.

nur für solche Wesen würde wirklich gelten, dass sie allein selbst den auslösenden Impuls für ein Geschehnis geben. Schark scheint zwar zu glauben, dass Menschen tatsächlich zu einer solchen Kausalität aus Freiheit in der Lage sind, möchte es aber wenigstens Tieren und Pflanzen doch nicht zugestehen (303). Kausalketten beginnen nicht in solchen Lebewesen, sondern laufen durch sie hindurch, wie durch alles andere auch. Für alles, was ein Lebewesen tut, lässt sich also im Prinzip eine hinreichende Ursache außerhalb seines Organismus finden.

Was es aber sonst heißen soll, aktiv im Gegensatz zu passiv tätig zu sein, wird nicht mehr so recht klar. Zwar „scheint ein Moment von Aktivität mit dem Begriff des Lebewesens unzertrennlich verbunden zu sein“, und es scheint auch, als sei „das Verhalten von Lebewesen anders als das lebloser Dinge nicht bloß eine Funktion der Umweltbedingungen“ (304). Auf den nun verbleibenden zwei Seiten des Buches kann aber nicht mehr wirklich klar werden, worauf dieser Schein beruht.

Es lohnt ein kurzer Blick zurück auf eine frühere Passage. Schark schreibt auf Seite 193, Dinge seien „grundsätzlich“ nicht in das Ereignis involviert, das die Ursache eines etwaigen Austauschs ihrer Teile ist. Hier ist noch unklar, ob „grundsätzlich“ bedeutet, dass Dinge (a) typischerweise nicht den Austausch ihrer Teile bewirken, oder dass sie es (b) notwendigerweise nicht tun. Später aber klärt sich das: Schark behauptet sogar, es sei eine *begriffliche* Wahrheit, dass sich Körper nicht von selbst bewegen (295). Das ist indes eine seltsame begriffliche Wahrheit. Es scheint doch wenigstens *denkbar*, dass sich ein Körper von selbst bewegt. Es gibt viele Geschichten, in denen so etwas vorkommt. Und warum soll man nicht wenigstens eine Maschine bauen können, die ihre eigenen Bestandteile austauscht?¹⁰ Eine solche Maschine wäre doch durchaus ursächlich in das Ereignis involviert, das zum Austausch ihrer Bestandteile führt. Begrifflich unmöglich ist daran nichts, nicht einmal technisch, und wir müssten diese Maschine deswegen nicht aus dem Bereich der Dinge ausschließen und dem Bereich der Lebewesen zuschlagen. Es sollte klar sein, dass eine Maschine, die nur ihre eigenen Bestandteile austauschen kann, nicht bereits dadurch *lebt*.

Was einer selbstreparierenden Maschine im Gegensatz zu Lebewesen abgeht, ist spezieller als das, was Schark vorschwebt. Zwar kann eine Maschine am Austausch ihrer eigenen Bestandteile ursächlich beteiligt sein. Aber auch dann bleibt es dabei, dass das, was sie tut, von außen *geplant* ist. Das heißt: Ob die Maschine funktioniert oder nicht, lässt sich nur entscheiden, wenn man weiß, was sie leisten soll, und das lässt sich nicht ohne Blick auf eine der Maschine *äußerliche* Vorgabe entscheiden. Ob das, was die Maschine tut, ihre Funktion ist, geht letztlich nur aus der Betrachtung von Wesen hervor, die sich von der Maschine unterscheiden, nämlich aus der Betrachtung von denen, die sie gebaut haben und benutzen. Eben das ist für Lebewesen nicht der Fall. Ob ein Lebewesen oder eines seiner Organe *funktioniert*, lässt sich an Maßstäben ermesen, die allein aus der Betrachtung dessen hervorgehen, was Wesen seiner Art tun. Wir brauchen keine ihm äußerlichen Maßstäbe zu berücksichtigen. *Der Begriff eines Lebewesens ist der Begriff eines Wesens, dessen Funktionstüchtigkeit an Maßstäben zu messen ist, die sich allein aus der Betrachtung seiner eigenen Natur ergeben.* Lebewesen sind nicht etwa in dem Sinne autonom, dass sie Kausalketten

10 Eine Kaffeemaschine, die anzeigt, wann die Kaffeebohnen knapp werden, kann sich im Zeitalter des Internetshopping auch selbst mit neuen Kaffeebohnen versorgen. Es ist nicht zu sehen, warum sich das nicht verallgemeinern lassen sollte.

von selbst anfangen, oder dass sie sich selbst reparierten. Sie sind autonom in dem Sinne, dass sich die Standards, anhand derer das, was sie auch immer tun, objektiv zu bewerten ist, allein aus dem ergeben, was sie sonst noch typischerweise tun. Allein in *diesem* Sinne enthalten Lebewesen das Prinzip, aus dem ihre Tätigkeiten hervorgehen: die Erfolgskriterien, denen ihr Tätigsein unterliegt, sind nicht von außen gesetzt, sondern erschließen sich auch dem, der allein diese Lebewesen studiert. Leben ist eine Tätigkeit, deren Erfolg sich allein an dem messen lässt, was für das so tätige Lebewesen typisch ist.¹¹

Ich hatte oben gesagt, dass die Kriterien, anhand derer wir etwas als typisch oder normal beurteilen, keine Eigenschaften des beurteilten Dinges sind und dass sich diese Kriterien aus der Seinsweise des Dinges ergeben. Wenn wir etwas als Lebewesen identifizieren, legen wir nicht schon bestimmte Normalitätskriterien an; diese können erst durch eine Untersuchung von Exemplaren der betreffenden Art ermittelt werden. Was wir voraussetzen, ist aber, dass sich die Kriterien, welche es auch immer sein mögen, allein aus einer Betrachtung der Natur dieses Wesens ergeben. Wenn das nicht stimmt, war es kein Lebewesen. Wenn wir etwas als Artefakt identifizieren, setzen wir umgekehrt voraus, dass es Maßstäben unterliegt, die sich nicht allein aus seiner eigenen Natur ergeben. Wenn das nicht stimmt, war es kein Artefakt.

Das alles steht aber nicht bei Schark. Es steht wahrscheinlich deshalb nicht dort, weil sie sich von vornherein teleologische Begrifflichkeiten verbietet (14) und weil „Funktion“, „Maßstab“, „Standard“ etc. eben teleologische Begriffe sind. Dass sich Schark all das einfach so verbaut, ist schade, zumal sie ja gegen Ende wenigstens semi-teleologische Redeweisen zulässt, wie etwa die vom Lebewesen als aktivem Subjekt einer Tätigkeit (295). Denn so muss sie bei der Auskunft bleiben, dass die wesentliche Differenz zwischen leblosen Dingen und Lebewesen sei, dass Lebewesen das Vermögen zur Regeneration der eigenen Bestandteile haben. Und es ist, wie gesagt, nicht zu sehen, warum eine Maschine, die sich selbst reparieren kann, dadurch bereits ein Lebewesen sein sollte. Abgesehen davon, dass nicht klar ist, wie sich dieses Merkmal von dem biologisch verkürzten unterscheidet, Lebewesen seien des Stoffwechsels fähig.

Dr. Boris Hennig, IFOMIS, Universität des Saarlandes, Postfach 15 11 50, 66041 Saarbrücken; e-mail: mail.2@borishennig.de

11 Ich sollte hier darauf hinweisen, dass ich „typisch“ nicht im Sinne der Statistik verstehe. Das Typische kann ausgesprochen selten sein. Was für eine Sache typisch ist, ergibt sich aus der korrekten Beschreibung ihres Typs. Deswegen versteht es sich von selbst, dass das für eine Art von Gegenstand Typische das ist, anhand dessen wir bemessen, ob ein Exemplar dieser Art so beschaffen ist, wie es beschaffen sein sollte.